

Reputation

**Zur Funktion des Strebens nach Anerkennung in
der Wissenschaft**

Stefan Kühl

Working Paper 1/2015

Glaubt man den Erzählungen, dann sind Wissenschaftler äußerst distinktionsbewusst. So soll es nicht unüblich sein, Artikel und Bücher von „hinten zu lesen“, also erst einmal im Literaturverzeichnis zu prüfen, ob und wie man selbst vorkommt. Und wenn man einen Band zu den Schlüsselwerken einer Subdisziplin veröffentlicht, verbringt man als Herausgeber viel Zeit damit, E-Mails von Kollegen und Kolleginnen zu beantworten, die – mehr oder minder gut kaschiert – vorrangig ihre eigenen Artikel und Bücher als Schlüsselwerke vorschlagen.

Wissenschaftler ringen, so schon die Beobachtung Pierre Bourdieus, offensichtlich nicht nur um die wissenschaftliche Wahrheit, sondern auch um ihren Status innerhalb der Wissenschaft. Die Karriere einer Wissenschaftlerin oder eines Wissenschaftlers steht und fällt zu einem erheblichen Teil damit, dass die eigenen Publikationen wahrgenommen werden, und die Anerkennung der eigenen Arbeit durch Kolleginnen und Kollegen ist vermutlich ein zentrales Motiv, weswegen die meisten Wissenschaftler auch nach einer erfolgreichen Verbeamtung auf Lebenszeit auffällig umtriebig sind. Eine über Status abgesicherte Anerkennung scheint ein mindestens so starker Motor in der Wissenschaft zu sein wie die wissenschaftliche Neugierde (Bourdieu 1975: S. 21ff.).

Anerkennung hat in der Wissenschaft offensichtlich einen ähnlichen Charakter wie Geld in der Wirtschaft: Man kann nie genug davon haben. Generalisiert man Klagen am Rande von Konferenzen, dann scheint bei vielen Wissenschaftlern das Gefühl zu herrschen, in ihrer Brillanz und Originalität bisher nicht ausreichend wahrgenommen worden zu sein. Das gilt interessanterweise gerade auch für vielfache Ehrendoktoren, von denen man spontan denkt, dass sie alles erreicht haben müssten, was man in ihrer Disziplin erreichen kann.

Abseits der nicht selten durch Alkoholkonsum beförderten Klagen am Rande von Konferenzen lässt sich das Problem der eigenen Reputation in der Regel nicht offen ansprechen. Die offizielle Orientierung der Wissenschaft an der Wahrheitssuche verbietet, dass man die Anerkennung der eigenen Leistung durch andere Wissenschaftler offen einfordert oder dass man in einer wissenschaftlichen Debatte einen Kontrahenten mit Verweis auf den eigenen Status in der Disziplin mundtot zu machen versucht. Auch wenn sie für alle Beteiligten offensichtlich sind, können persönliche Motive nach Anerkennung in den schriftlich oder mündlich geführten wissenschaftlichen Debatten nur schwerlich direkt zum Thema gemacht werden. Und wenn es doch einmal jemand öffentlich tut, dann löst es Beklemmung bei den Teilnehmern und häufig verzweifelte Reparaturversuche in der Interaktion aus (Luhmann 2005: S. 303).

Zum Aufbau von Reputation in der Wissenschaft

Man darf sich den Aufbau von Reputation nicht so vorstellen, dass gute Leistungen automatisch mit einer Steigerung von Reputation einhergehen. In der Wissenschaft sind Tausch und Konkurrenz eng miteinander verwoben, darauf hat vor kurzem André Kieserling hingewiesen. Diese Konstellation behindert den freien Tausch wissenschaftlicher Leistung gegen soziale Anerkennung (Kieserling 2010). Es bestehe immer die Gefahr, dass das Lob für die wissenschaftliche Arbeit eines anderen diesen Konkurrenten aufwertet und einen selbst abwertet. Deswegen werde die Anerkennung für die wissenschaftliche Leistung anderer erheblich durch eigene Statusinteressen verzerrt. Sowohl die Zurückhaltung von Lob für Wissenschaftler, die nicht aus dem „eigenen Stall“ kommen, als auch das Reziprozität erwartende, übertrieben vorgebrachte Lob gegenüber Kolleginnen und Kollegen, das idealerweise in den Aufbau eines erfolgreichen Zitationszirkels mündet, lässt sich daraus erklären.

Reputation entsteht auf verschiedene Weise: Sie wird teils von den gezeigten Einzelleistungen her hochgeneralisiert, indem unterstellt wird, dass auch das zweite Werk einer Autorin genauso gut ist wie das erste. Sie wird durch Ansteckung gebildet, indem man mit bereits renommierten Autoren zusammen publiziert, sich mit einem renommierten Autor öffentlich streitet oder für eine renommierte Zeitschrift als Herausgeber arbeitet. Und manchmal entsteht – so Niklas Luhmann – Reputation auch durch die bloße „Häufigkeit der Publikationen“ oder durch die „Anwesenheit an renommierten Plätzen“, was neben dem unbestreitbaren intellektuellen Reiz und dem touristischen Aspekt ebenfalls

den Drang zur Anwesenheit an Orten wie der Stanford University, der University of Oxford oder der Sorbonne in Paris erklären kann (Luhmann 2005: S. 297).

Auch die Beteiligung von Wissenschaftlern an den vielen aktuellen Lieblingsprojekten der Wissenschaftspolitik liegt in der Hoffnung begründet, darüber ihre eigene Reputation steigern zu können. Die an einigen Universitäten betriebenen Doktorandenmühlen dienen nicht nur der Erfüllung der von Ministerien vorgegebenen Leistungskriterien, sondern stellen auch implizite Tauschverhältnisse zwischen Professoren und Doktoranden dar, indem – ganz im Sinne von Peter Blaus Tauschtheorie – die Betreuung von Nachwuchswissenschaftlern gegen die zitationsmäßige Unterwerfung unter die Doktorandenbetreuer getauscht wird. Das Unterhalten von Großforschungseinrichtungen hat sich nicht nur selbst als Indikator für eine hohe Reputation ausgebildet, sondern führt auch dazu, dass sich eine Vielzahl von Nachwuchswissenschaftlern genötigt sieht, sich zitationsmäßig an den Betreiber dieser Einrichtung anzupassen und dessen persönlicher Reputationspflege zu dienen. Und auch die Tätigkeit als Gutachter für Zeitschriften oder Forschungsprojekte dient nicht nur – wie nach außen oft dargestellt – der Ableistung von Gemeinwohlaufgaben an der wissenschaftlichen Gemeinschaft, sondern sie sichert auch den Reputationsaufbau durch die von Antragstellern und Artikeleinreichern vorausseilend geleisteten Zitationen.

Die Wirkungen aber sind in der Regel kurzfristig. Das auf Mitgliedschaft in Clustern, Schools, Kommissionen, Prüfungsausschüssen oder Preisgerichten – also letztlich auf der Mitgliedschaft in Organisationen – basierende wissenschaftliche Kapital entspricht, so die Beobachtung Bourdieus, eher selten der Sorte von wissenschaftlichem Kapital, das auf Erfindungen, Entdeckungen oder Veröffentlichungen beruht (Bourdieu 1998: S. 32). Im ersten Fall nimmt die Reputation von Wissenschaftlern mit ihrem biologischen – oder mit dem meistens vorgelagerten sozialen – Tod rapide ab, im Fall von wichtigen Erfindungen, Entdeckungen oder Veröffentlichungen steigt sie danach kontinuierlich an.

Sich selbst verstärkende Effekte

Wir wissen aus der Wissenschaftsforschung, dass es besonders den reputierten Wissenschaftlern gelingt, sich auch mit wenigen, dafür aber innovativen Artikeln und Büchern entsprechende Aufmerksamkeit zu verschaffen (Cole 1970). Wer ein erfolgreiches wissenschaftliches Buch geschrieben hat, bei dem ist die Wahrscheinlichkeit groß, dass auch das zweite und dritte Buch erfolgreich sein wird, und zwar allein schon deswegen, weil das erste Buch erfolgreich war. Es gilt das von Robert Merton formulierte Matthäus-Prinzip – „Wer hat, dem wird gegeben“ (Merton 1968). Man kann hier – um die Terminologie von Bourdieu zu verwenden – von der Ausbildung von „Wissenschaftskapitalisten“ sprechen. Das aus Reputation bestehende Wissenschaftskapital wird über „Akte des Erkennens und des Anerkennens“ durch „gleichgesinnte Wettbewerber“ innerhalb des wissenschaftlichen Feldes aufgebaut (Bourdieu 1998: S. 23).

Aber auch wenn Reputation darauf basiert, dass von einer sachlich beurteilten Einzelleistung einer Person auf zukünftige Leistungen geschlossen wird, sind die Beobachtungsinstrumentarien anderer Wissenschaftler bezüglich der Reputation von Kollegen sensibel. Es wird aufmerksam beobachtet, wenn ein Wissenschaftler, angestachelt durch den Erfolg eines Artikels oder eines Buches, zum Graphomanen wird, der ohne Sinn und Verstand Texte „heraushaut“. Oder es wird bemerkt, wenn eine Wissenschaftlerin zu einer Vielverwerterin wird, weil sie auf der Basis eines einmal erfolgreichen Textes in verschiedenen Varianten den immer gleichen Inhalt veröffentlicht. Solche Tendenzen werden eher selten in Rezensionen angeprangert, sondern sie werden in Gesprächen auf der Hinterbühne von Workshops und Konferenzen bemerkt. Die Reputation eines wegen seiner Werke erfolgreichen Autors wird ihm dagegen nicht entzogen, sondern sie verblasst nur langsam.

Wissenschaftliche versus massenmediale Reputation

Reputation hat nicht nur in der Wissenschaft eine wichtige Funktion, sondern sie spielt auch für die Wahrnehmung außerhalb der Wissenschaft eine wichtige Rolle (Luhmann 2005: S. 297f.). Gerade die Massenmedien bedienen sich bei ihrer Berichterstattung gern der Reputation als Kriterium für die Auswahl ihrer Gesprächspartner. In einigen Fällen wird dies darüber erreicht, dass ein Wissenschaftler so bekannt ist, dass selbst Journalisten seinen Namen kennen. In anderen Fällen wählen – so wird jedenfalls kolportiert – Journalisten eine Abkürzung zur Reputationsermittlung, indem sie den Begriff „Wissenschaft“ und das Thema ihrer Recherche in eine Internetsuchmaschine eingeben und dann den Wissenschaftler kontaktieren, der beispielsweise in der Kombination „Wissenschaft“ und „Coaching“ oder „Wissenschaft“ und „Haustier im Büro“ als Erstes auf der Ergebnisliste erscheint.

Der massenmediale Erfolg wird in den wissenschaftlichen Disziplinen jedoch sehr unterschiedlich bewertet. In einigen Disziplinen – und dazu gehören sicherlich die Philosophie, die Germanistik und die Soziologie – gibt es ein Unbehagen gegenüber den Kolleginnen und Kollegen, die allzu sehr in den Massenmedien präsent sind. Man unterstellt ihnen mehr oder minder offen ausgesprochen, dass in illegitimer Weise außerwissenschaftliche Anerkennung in wissenschaftliche Anerkennung getauscht wird (Franzen et al. 2012: S. 360). In anderen Disziplinen – und dazu gehören vermutlich Teile der Politikwissenschaft und der Betriebswirtschaftslehre – wird die umfangreiche Rezeption in den Massenmedien eher als Reputationsvorteil angesehen (Whitley 1984: S. 775ff.). Man kann den Unterschied zwischen den Disziplinen daran erkennen, ob die Einführung einer Referentin oder eines Referenten mit dem Zusatz „bekannt aus Funk und Fernsehen“ als versteckte Spitze gegenüber einer Kollegin oder einem Kollegen oder tatsächlich als Kompliment gemeint ist.

Nun kann man Reputation – entgegen allen Quantifizierungsversuchen in der Wissenschaft – nicht einfach messen. Es gibt aber Indizien, die der Orientierung dienen. Die Häufigkeit, mit der ein Buch oder ein Artikel zitiert wird, ist ein solches Indiz, insbesondere dann, wenn die Verweise von Wissenschaftlern stammen, die mit dem theoretischen Zugang des Autors nicht übereinstimmen. Reputation kann man daran erkennen, dass über ein Werk an einer Universität geprüft wird – und zwar besonders dann, wenn dies an einer Universität stattfindet, an der nicht die Anhänger oder gar Urheber dieses Ansatzes ansässig sind, jene Wissenschaftler also, die ihre Prüfungen dazu nutzen, die Studierenden eine letztes Mal „auf Linie“ zu bringen. Des Weiteren kann es als Indiz gewertet werden, wenn ganze Artikel oder gar Bücher über diese Werke geschrieben werden, weil man ihnen zustimmen oder sich von ihnen abgrenzen möchte. Bei allen inhaltlichen Unterschieden – in der Regel ist man sich über die Reputation einer Person einig. Auch wenn man sich in der Wissenschaft zutiefst uneins ist, ob ein Werk überzeugen kann, so kann doch in vielen Fällen Einigkeit darüber hergestellt werden, ob es als wichtiges, vielleicht sogar zentrales Werk in einem Forschungsgebiet gilt. Über Reputation, so die Beobachtung Luhmanns, lässt sich Konsens bilden, auch wenn sachlich sehr unterschiedliche Meinungen bestehen.

Die Funktion von Reputation für die Wissenschaft

Das Distinktionsbewusstsein von Wissenschaftlern, das dem von Künstlern, Schriftstellern und Popstars vermutlich wenig nachsteht, darf man jedoch auf keinen Fall psychologisieren oder gar pathologisieren. Niklas Luhmann hat darauf hingewiesen, wie wichtig die Orientierung an Reputation für „Vermittlungsdienste“ in der Wissenschaft ist. Reputation dient nicht nur dazu, den „akademischen Meinungsmarkt“ mit dem „System für offizielle Verteilungschancen“ zum Beispiel für Lebenszeitstellen, Projektförderungen oder Wissenschaftspreise zu verbinden (Luhmann 2005: S. 298), sondern Reputation steuert generell die Aufmerksamkeit in der Wissenschaft (siehe Barnes 1985: S. 45ff.). In den meisten Wissenschaften wären Wissenschaftler überfordert, würden sie versuchen, auch nur grob die Entwicklungen im gesamten Feld im Auge zu behalten. In diesem Fall bietet die Reputation von Autorinnen und Autoren ein Auswahlkriterium für die eigene Lektüre. „Im Zweifelsfall entscheidet man sich“ – so vor kurzem Uwe Schimank – „für den bewährten, bekannten und gegen den unbekannt Namen.“ So wird das Risiko minimiert, die „knappe Zeit für Lektüre auf Schlechtes und Abseitiges verwendet zu haben“ (Schimank 2010: S. 234).

Literaturverzeichnis

- Barnes, Barry (1985): *About Science*. Oxford: Basil Blackwell.
- Bourdieu, Pierre (1975): „The Specificity of the Scientific Field and the Social Conditions of the Progress of Reason“, *Social Science Information*, Jg. 14, S. 19–47.
- Bourdieu, Pierre (1998): *Vom Gebrauch der Wissenschaft. Für eine klinische Soziologie des wissenschaftlichen Feldes*. Konstanz: UVK.
- Cole, Stephen (1970): „Professional Standing and the Reception of Scientific Discoveries“, *American Journal of Sociology*, Jg. 76, S. 286–306.
- Franzen, Martina; Rödder, Simone; Weingart, Peter (2012): „Wissenschaft und Massenmedien: Von Popularisierung zu Medialisierung“, in: Sabine Maasen; Mario Kaiser; Martin Reinhart; Barbara Sutter (Hg.): *Handbuch Wissenschaftssoziologie*. Wiesbaden: Springer VS, S. 355–364.
- Kieserling, André (2010): „Ausdifferenzierung von Konkurrenzbeziehungen“, *Soziale Systeme*, Jg. 16, S. 243–258.
- Luhmann, Niklas (2005): „Selbststeuerung der Wissenschaft“, in: Niklas Luhmann (Hg.): *Soziologische Aufklärung 1. Aufsätze zur Theorie sozialer Systeme*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 291–316.
- Merton, Robert K. (1968): „The Matthew Effect in Science. The Reward and Communication Systems of Science are Considered“, *Science*, Jg. 159, S. 56–63.
- Schimank, Uwe (2010): „Reputation statt Wahrheit: Verdrängt der Nebencode den Code?“, *Soziale Systeme*, Jg. 16, S. 233–242.
- Whitley, Richard (1984): „The Development of Management Studies as a Fragmented Adhocracy“, *Social Science Information*, Jg. 23, S. 775–818.